

Stephanie Saldaña

*Das Brot der Engel – Ein Jahr in Damaskus*

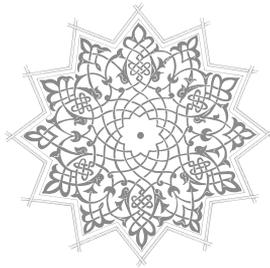


Stephanie Saldaña

# *Das Brot der Engel*

*Ein Jahr  
in Damaskus*

Aus dem Amerikanischen  
von Stefanie Fahrner  
und Maja Ueberle-Pfaff



IRISIANA

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel:  
*The Bread of Angels. A Journey To Love And Faith* bei Doubleday,  
ein Imprint von The Knopf Doubleday Publishing Group,  
ein Unternehmen von Random House, Inc., New York

Alle Rechte vorbehalten.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB,  
Schweden.

Copyright © 2010 by Stephanie Saldāna  
This translation published by arrangement with Doubleday, an imprint of  
The Knopf Doubleday Publishing Group, a division of Random House, Inc.  
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe Irisiana Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, 81673 München

LA VIE EN ROSE (Édith Piaf/Louiguy), Seite 413  
© 1946 by Éditions Beuscher Arpège

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München,  
unter Verwendung eines Motivs von Elena Ray / Shutterstock  
Satzherstellung: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-424-15072-8

817 2635 4453 6271

# *Inhalt*

## **Teil 1**

Die gefallene Welt 11

## **Teil 2**

Inkarnation 129

## **Teil 3**

Kreuzigung 211

## **Teil 4**

Auferstehung 331



## *Vorbemerkung der Autorin*

Dieses Buch erzählt die wahre Geschichte eines Jahres, das ich in Syrien verbracht habe, von September 2004 bis September 2005. Alle auftretenden Personen existieren wirklich. Um ihre Privatsphäre zu schützen, habe ich mich dazu entschlossen, viele Namen zu verändern. Aus dramaturgischen Gründen habe ich manchmal auch Personen aus einzelnen Szenen entfernt oder die Abfolge der Ereignisse geändert. Aber ich habe das Leben in Syrien immer so wirklichkeitsgetreu wie möglich abgebildet – denn es war so unglaublich vielfältig und bereichernd, dass es keiner Ausschmückung bedurfte.



*Da packte Elija die Angst und er lief um sein Leben. Als er nach Beerscheba kam, das zu Juda gehört, ließ er seinen Diener dort zurück und ging eine Tagereise weit in die Wüste hinein. Dann setzte er sich unter einen Ginsterstrauch und wünschte sich zu sterben. »Jetzt ist es genug, Jahwe!«, sagte er. »Nimm mein Leben von mir! Ich bin auch nicht besser als meine Väter.« Dann legte er sich hin und schlief unter dem einsamen Ginsterbusch ein.*

*Da rührte ihn auf einmal ein Engel an und sagte: »Steh auf und iss!« Als Elija sich umschaute, sah er neben seinem Kopf ein Fladenbrot, das auf heißen Steinen gebacken war, und einen Krug Wasser. Er aß und trank und legte sich wieder hin.*

*Doch der Engel Jahwes kam noch einmal und weckte ihn. »Steh auf und iss!«, sagte er, »du hast einen weiten Weg vor dir.« Er erhob sich, aß und trank und machte sich auf den Weg. Die Speise gab ihm so viel Kraft, dass er vierzig Tage und Nächte hindurch gehen konnte, bis er zum Gottesberg Horeb kam.*



Teil 1  
Die gefallene Welt

*Unglücklicherweise war es das Paradies.*

MAHMOUD DARWISCH





1.

September 2004

Endlich habe ich ein Zuhause in Damaskus gefunden. Zumindest ein Zimmer, mein eigenes Eckchen in einem dreistöckigen osmanischen Prachtbau, auf den ich Anfang letzter Woche stieß, als ich mich im Christenviertel der Altstadt nach einer Bleibe umschaute. Dieses Haus ist so gut hinter hohen Außenmauern versteckt, dass ich mich glücklich schätze, es überhaupt entdeckt zu haben. Aber von meinem Zimmer im Inneren der Mauern kann ich alles hören, was sich draußen abspielt: Kirchenglocken, die läuten, und Gebetsrufe, die von weit entfernten Moscheen durch die Luft geschwirrt kommen, die Frau von nebenan, die mit ihrem Ehemann tratscht, und die Straßenverkäufer, die ihre Waren anpreisen. Jeden Morgen schrubbten meine Nachbarn ihre Wäsche in unserem Marmorbrunnen, dem einzigen in der Umgebung, und nachmittags kann ich von meinem Fenster aus sehen, wie sich der Hof mit immer mehr Hemden zum Trocknen füllt. Bei manchen zeigen die Ärmel nach oben, bei anderen sind sie weit zur Seite ausgebreitet, als wollten sie das Licht umarmen.

Als ich vor zehn Tagen aus Boston kommend in Damaskus eintraf, besaß ich wenig mehr als zwei schwarze Rollkoffer, einen veralteten syrischen Reiseführer und einen bescheidenen Wortschatz klassischen Arabischs. Ich hatte keinen einzigen Freund in der Stadt, keine Unterkunft – ja, nicht mal einen konkreten Plan, was ich mit den nächsten zwölf Monaten meines Lebens anfangen wollte. Natürlich hatte ich auch keine Ahnung, wie der örtliche Immobilienmarkt funktionierte, also tat ich das Einzige, was mir in meiner Situation möglich war:

Ich klopfte an jede Tür im Bab-Tuma-Viertel und fragte wildfremde Menschen, ob sie eine junge, orientierungslose Amerikanerin ein Jahr lang aufnehmen würden.

Es war Anfang September, die Sommerhitze hing immer noch über den kopfsteingepflasterten Straßen und überzog sie mit einem gleißenden Weiß. Ich bewegte mich nah an den Hauswänden, weil vorspringende Balkone und gegenüberliegende Mauern ab und zu einen schmalen Streifen Schatten boten, in dem ich mich auf meinem Weg von Tür zu Tür erholen konnte. Schließlich fand ich mich in einem Viertel wieder, das direkt an die Straight Street angrenzte, die berühmte Straße, in der Paulus Unterschlupf gefunden hatte, nachdem er auf seinem Weg nach Damaskus vom Pferd gestürzt und von einem Blitz geblendet worden war. Zweitausend Jahre später erinnerte sie mich eher an Istanbul als an das alte Rom: ein Labyrinth aus winzigen Gässchen und lang gestreckten alten Häusern, die so dicht standen, dass die roten Ziegeldächer praktisch miteinander verschmolzen. Nur die obersten Spitzen der Dachgiebel waren von den Gassen aus zu sehen. Ab und zu unterbrachen Fenster die Steinmauern, aber man konnte unmöglich ahnen, ob sich hinter einer Tür eine winzige Wohnung oder ein Palast verbarg.

Den ganzen Tag über war ich auf der Suche gewesen, doch am späten Nachmittag stand ich immer noch mit leeren Händen da. Einige alte Frauen hatten mich sofort wieder weggeschickt – vielleicht verständlich, wenn eine Amerikanerin in Syrien von Tür zu Tür zieht und um einen Gefallen bittet, während der Irakkrieg gerade in vollem Gange ist. Zwei andere Frauen, die mir ihre Häuser zeigten, führten mich in uralte osmanische Gemäuer, die seit bestimmt hundert Jahren nicht mehr renoviert worden waren. Ein kleines, fensterloses Kabuff, das man notdürftig ausgeräumt hatte, um einer armen

und verzweifelten Studentin Quartier zu bieten, war in einer früheren Inkarnation sicher einmal eine Besenkammer gewesen. Im zweiten Haus gab es eine einzige Toilette für alle Bewohner – meiner Schätzung nach mindestens zehn.

Als ich auf einer der vielen Gassen wieder in Richtung Hauptstraße trottete, war ich so ernüchtert, dass ich es für diesen Tag aufgeben und mich wieder in mein schmutzdeliges Hotel zurückziehen wollte. Ich hätte wahrscheinlich nie an die Tür geklopft, die jetzt vor mir lag, wäre dort nicht ein seltsames weißes Schild angebracht gewesen, das auf Englisch verkündete: *10 Downing Street*. Der Rest des Hauses war komplett versteckt, bis auf eine schlampig gestrichene braune Doppeltür, eine Eisenlaterne, eine Reihe Türklingeln mit offen liegenden Drähten, beschriftet mit für mich unverständlichen arabischen Namen, und eben diesem verführerischen Schild, auf dem die Adresse des britischen Premierministers stand.

Also klopfte ich an.

Ein paar Sekunden später streckte ein alter Mann den Kopf durch die Tür. Als er mich entdeckte, strahlte er über das ganze Gesicht, als hätte er sehnsüchtig auf mein Kommen gewartet. Ich mochte ihn gleich. Er hatte eine dünne Schicht weißen Haares sorgfältig quer über den Kopf gekämmt. Außerdem besaß er einen borstigen Schnurrbart, rosige Wangen und einen dicken Bauch, der von einer braunen Polyesterhose und einem zu eng geschnallten Gürtel gehalten wurde. Eigentlich sah er genauso aus wie der Zauberer von Oz.

»*Ahlan wa-sablan!*«, verkündete er. »Willkommen! Willkommen!«

»Haben Sie ein Zimmer zu vermieten?«, fragte ich ihn in meinem armseligen Arabisch.

Ich wartete nur darauf, dass er den Kopf schütteln und mir die Tür vor der Nase zuschlagen würde, aber er lächelte, öffnete

die Tür mit großer Geste und bedeutete mir, hereinzukommen. »*Ahlan wa-sahlan!* Willkommen! Willkommen!«, rief er noch einmal.

Ich hoffte, das hieß »Ja«.

Ich folgte dem Zauberer durch einen engen Flur in den Innenhof, wo sich ein riesiges Gebäude vor meinen Augen entfaltete. Es war geradezu ein Wunderwerk von einem Haus, vollständig umschlossen und ganz versteckt vor der Außenwelt. Der rechteckige Komplex war um einen Marmorbrunnen herum angeordnet, der das Zentrum des gefliesten Innenhofes bildete. Alle Zimmer – es waren mindestens zwölf – gingen auf diesen Brunnen hinaus, und von allen Seiten schauten Fenster mit Holzläden auf den Hof herunter. Eine Reihe von Außentrep-  
pen wand sich vom Hof ausgehend nach oben, über den zweiten und dritten Stock bis zum Dach. So war jede Etage ganz für sich – und doch ein Teil des unüberschaubaren Ganzen. Es war weniger ein Gebäude als ein winziges Dorf. Ungefähr vier normal große Häuser hätten hineingepasst, darum vermutete ich, dass hier einmal eine einzige Familie gewohnt hatte: Tanten, Cousinen, Brüder, Schwestern und Schwager, die dank der baulichen Gegebenheiten völlige Abgeschiedenheit von der Außenwelt genossen hatten.

Der Zauberer nahm einen schweren, alten Schlüssel von seiner Aufhängung an der Wand. Er sah aus wie jene, die ich bis dahin nur in Filmen gesehen hatte, etwa wenn dem Helden der Schlüssel zur Stadt überreicht wird. Dann schloss der Mann eine Holztür auf, die in ein Zimmer im Erdgeschoss führte. Der Raum war großzügig und enthielt wenig, bis auf zwei Betten, mintgrün gestrichene alte Balken unter der hohen Decke und ein paar goldfarben verzierte Möbelstücke im Louis-XIV-Stil, die wohl aus der französischen Mandatszeit übrig geblie-

ben waren. Zur Hofseite gingen zwei große, bogenförmige Fenster auf den Brunnen hinaus. Ich konnte mir gut vorstellen, wie ich morgens dort sitzen und schreiben würde, während die Sonne langsam in den Raum vordrang. In der Sekunde, als ich das Zimmer zum ersten Mal sah, wusste ich, es würde mir gehören. Praktisch gehörte es mir schon.

Der Mann deutete auf die brüchigen Wände. »Was will man mehr?«, fragte er in so starkem Dialekt, dass ich ihn kaum verstand. »Sie werden in ganz Damaskus kein besseres Zimmer finden. Es ist das schönste von Bab Tuma!«

Das Zimmer war tatsächlich schön, aber auf eine ganz spezielle Weise. Es hatte einen ähnlichen Reiz wie Ruinen, oder wie manche alten Frauen, deren Gesichter kurz vor dem Tod plötzlich etwas Heiteres ausstrahlen. Vor den Fenstern hingen staubige Gardinen, und von den Wänden bröckelte der Putz in großen Stücken. Das Holz der Türen zum Innenhof war unten vergammelt, und die rosa und grauen Bodenfliesen waren verblasst. Dennoch schien das Zimmer von einem zarten, beinahe unsichtbaren Gespinst aus Licht durchzogen, und von den Fenstern aus konnte ich die Zweige eines Zitrusbaumes sehen, der im Innenhof stand und sich bis zur höchsten Etage des dreistöckigen Hauses erstreckte.

Das schönste Zimmer in Bab Tuma – mit einer abgetrennten Küche, deren Wasserrohre mit Isolierband zusammengehalten wurden, einer Toilette ohne Spülung in einem winzigen Kämmerchen neben dem Kühlschrank und einem Raum mit Metallwaschbecken, der sich an die andere Küchenseite anschloss – sollte mich alles in allem einhundertvierzig Dollar im Monat kosten. Ich hatte keine Ahnung, ob das zu viel war; jedenfalls war es ein Viertel dessen, was ich in Boston für ein viel kleineres Zimmer bezahlt hatte. Ich gab dem Mann die Hand, um das Geschäft zu besiegeln.

»Ich heiÙe Juanez«, sagte er. »Wissen Sie, wie der brasilianische Name Juanez. Ich habe viele Jahre in Brasilien gelebt.«

»Ich heiÙe Stephanie.«

»Stephanie? Stefanito!« Er ahmte einen italienischen Akzent nach. Dabei hob er bedeutungsvoll die Augenbrauen und gestikuliert heftig mit den Händen. »Ciao, Stefanito! Stefanissimo!« Plötzlich wechselte er den Akzent und sprach mit einer tiefen, geschmeidigen Stimme. »*Bonjour*, Stefanito. *Tu parles francaise?*«

»Nein.«

Er zuckte mit den Achseln. »Schade. *Ju parle francaise*. Sprechen Sie portugiesisch? *Italiano?* *Turki?* Armenisch?« Er gluckste.

»Ich spreche alle diese Sprachen *très bien*. Verstehen Sie, was ich sage? *Très bien*. Wenn Sie irgendetwas brauchen, kommen Sie bitte zu mir. Fragen Sie niemand anderen. Ich kann mich um alles kümmern.«

»Aahhh, Stefanito«, fuhr er fort. »Lernen Sie hier Arabisch? Was für ein Arabisch sprechen Sie? Wo haben Sie das gelernt? Niemand redet so! Sie müssen Arabisch lernen, wie wir es sprechen. Ich bin Armenier und kann sprechen wie ein Araber. Wo kommen Sie her?«

Ich fand es bereits anstrengend genug, seinen Sätzen zu folgen.

»Amerika«, entgegnete ich.

Er schnaubte. »Amerika? Kennen Sie George Bush? Ha, ha.« Ich wollte gerade die Tür meines neuen Zimmers schlieÙen, da spürte ich seine Hand auf meiner Schulter. Er beugte sich ganz nah zu mir. »Stefanito, das ist wirklich das beste Zimmer in Bab Tuma«, versicherte er mir. »Hier ist es nicht so laut wie anderswo. Hier haben Sie Ihre Ruhe.«

Am anderen Morgen wurde ich um sieben von den Glocken der römisch-katholischen Kirche in unserer StraÙe geweckt. Sie läuteten zwar nur schwach, aber lange und ausdauernd. Ein

paar Minuten danach stimmten lautere und hartnäckigere Glocken aus der entgegengesetzten Richtung ein, die vermutlich von der griechisch-katholischen Kirche von gegenüber stammten. Bald erklangen auch die Glocken der griechisch-orthodoxen Kirche im Westen, und zum Schluss setzte ein Geläut ein, das ich den Armeniern im Osten zuschrieb – ich fügte mich nun endgültig in dieses Klanggewirr, das mich von nun an jeden Morgen wecken würde.

Nach einer Viertelstunde erstarben die Glocken, und ich versuchte, wieder einzuschlafen. Aber gerade, als ich wegdämmerte, schreckten mich laute Männerstimmen und heftiges Pferdegetrappel von Neuem auf.

*Maharim! Maharim! Maharim! Maharim!*

*Gaz! Gaz! Gaz! Gaz!*

*Wassermelonen, zwanzig Lire! Wassermelonen, zwanzig Lire!*

*Hier gibt es Pfirsiche! Pfirsiche! Pfirsiche!*

Ich krabbelte aus dem Bett und zog mir eine Jeans und ein langärmeliges T-Shirt an – obwohl noch schlaftrunken, wusste ich, was sich gehörte. Dann überquerte ich den Innenhof und kroch unter den Kleidern auf der Wäscheleine hindurch, die am Abend vorher aufgehängt worden waren und jetzt in der Morgensonne trockneten. Auf der anderen Seite der Wäscheleine betrat ich den Korridor und gelangte zur Tür, durch die ich vorsichtig nach draußen spähte. Irgendwie hatte sich die Gasse vor meinem Haus plötzlich in eine Zirkusmanege verwandelt. Direkt vor mir manövrierte ein Papiertuchverkäufer seinen voll beladenen Handkarren hin und her und schrie aus voller Kehle:

*Maharim! Maharim! Maharim! Maharim!*

Ein Stück vor ihm hüpfte ein Gasverkäufer mit hochgeschobener Mütze auf einem Wagen auf und ab und schlug mit einem metallenen Schraubenschlüssel auf die Gasflaschen ein,

als spielte er das Becken in einer Marschkapelle. Sein Wagen wurde von einem schwarzen Pferd gezogen, das mit Straußenfedern geschmückt war.

*Gaz! Gaz! Gaz! Gaz!*

Melonen- und Bananenkarren wuselten durcheinander, Taxis hupten und Nachbarn begrüßten sich lautstark über den Verkehrslärm hinweg.

*Sabah al-chair! Was macht deine Gesundheit? Wie geht es der Familie? Mein Gott, wie heiß es heute ist!*

Ich schloss die Tür, schob den Riegel wieder vor und schlängelte mich an der Wäsche vorbei zurück in mein Zimmer. Es war erst mein dritter Morgen in Damaskus, ich litt immer noch am Jetlag und war kaputt von der endlosen Zimmersuche, darum war ich fest entschlossen, mir noch ein paar Stunden Schlaf zu gönnen. Doch die Straßenverkäufer hatten Abläufe in Gang gebracht, denen ich nichts entgegensetzen konnte. Fünf Minuten später klopfte es an mein Fenster, und als ich die staubige Gardine beiseitezog, blickte ich in das lächelnde, schnurrbärtige Gesicht des Zauberers.

»*Yalla, Stefanito*«, rief er. »Es ist Zeit für den Kaffee!« Und so begann der erste Tag in meinem neuen Domizil an der Straight Street mit einem Glas Kaffee, einem starken arabischen Gebräu. Ja, ich wohnte im schönsten Haus von Bab Tuma – wo man seine Ruhe hat.

Ich war mit einem Fulbright-Stipendium nach Damaskus gekommen, um mehr über Jesus als Propheten zu lernen – als den muslimischen Propheten, von dem viele Einheimische glauben, er würde eines Tages vom Himmel herabsteigen, sich auf dem östlichen Minarett der Umayyaden-Moschee niederlassen – die nur ein paar Minuten von meinem Haus entfernt lag – und das Ende der Welt ausrufen. Vielleicht war das nicht unbedingt ein naheliegender Forschungsgegenstand für eine Katholikin aus

Texas. Andererseits war bisher in meinem Leben kaum etwas naheliegend gewesen. Mit Mitte zwanzig hatte ich ein paar Jahre im Nahen Osten gelebt und gearbeitet, und was ich dort über den Islam gelernt hatte, war neu für mich gewesen. In Ägypten und im Libanon, in Jordanien und im Westjordanland hatte ich oft mitbekommen, dass Muslime ehrfurchtsvoll von Jesus und Maria sprachen und Jesus dabei mit seinem islamischen Namen nannten: *Prophet Isa, Friede sei mit ihm*. Sie erzählten mir sogar Geschichten aus seinem Leben. Mehr als einmal traf ich verschleierte muslimische Frauen, die christliche Heiligtümer der Jungfrau Maria besuchten – auch bekannt als Marjam aus dem Koran, berühmt für ihre Frömmigkeit.

Mein Stipendium war dafür gedacht, ein Jahr lang in Syrien den Islam zu studieren. Die amerikanische Regierung erhoffte sich dadurch, nach dem 11. September das Verständnis zwischen den Kulturen zu fördern. Aber ich war genauso neugierig darauf, wie die Christen ihren Glauben in einem islamischen Land lebten. Darum freute ich mich auch so darüber, dass ich ein Zimmer im alten Christenviertel Bab Tuma gefunden hatte. Ich war auf katholische Schulen gegangen und hatte dort immer gehört, dass das Christentum eine »westliche Religion« und der Islam eine »orientalische Religion« sei, aber meine Reisen während der letzten Jahre stellten diese Behauptungen auf den Kopf. Ich hatte zweitausend Jahre alte christliche Siedlungen in Ägypten gesehen. Ich hatte mit arabischen Christen gesprochen, die in palästinensischen Orten lebten, deren Anfänge bis in die Zeit Jesu zurückreichten. Ich hatte antike christliche Landkarten auf jordanischen Kirchböden betrachtet und war durch Dörfer arabischer Christen gelaufen, die sich immer noch in der Sprache Jesu unterhielten. Ich hatte Städte in der Türkei bereist, in denen Paulus das Evangelium verkündet hatte. Mit der Zeit begriff ich, dass das

Christentum in den Ländern herangereift war, die wir heute als islamisch und orientalisches ansehen. Keines dieser Länder faszinierte mich stärker als Syrien, wo die berühmte Umayyaden-Moschee liegt – einst ein Dom, in dem die Gebeine Johannes des Täufer ihre Ruhe gefunden hatten. Syrien, wo heute mehr als eine Million arabischer Christen inmitten einer islamischen Gesellschaft leben, die zu den dynamischsten der Welt gehört. Während der letzten zwei Jahre hatte ich mich auf diese Reise vorbereitet, indem ich an der theologischen Fakultät Arabisch, den Christlichen Orient und den Islam studierte. Ich hatte so viel wie möglich über die Geschichte des Islam in Syrien gelesen, wo Muslime und Christen seit mehr als eintausend Jahren nebeneinander lebten, genauer gesagt seit dem achten Jahrhundert, als Johannes von Damaskus einen hohen Posten unter den Umayyaden bekleidet und den Islam für eine x-beliebige christliche Häresie gehalten hatte. Ich wollte in Damaskus Arabisch lernen, und zwar so gut, dass ich endlich den Koran im Original lesen und mit Muslimen über die Rolle von Jesus und Maria im Islam sprechen konnte.

Das redete ich mir jedenfalls ein, als ich mein Zimmer in Damaskus bezog. In Wirklichkeit war ich auf der Flucht – vor einem gebrochenen Herzen.

## 2.

In den ersten Tagen versuchte ich, mir mein Zimmer wohnlich einzurichten. Bald kam ich zu der Erkenntnis, dass es – trotz meiner anfänglichen Begeisterung – viel zu groß für einen einzelnen Menschen war. Unter der hohen Decke kam ich mir ganz verloren vor. Ich räumte meine Bücher in das Regal, das in einen weißen Alkoven in der hinteren Wand eingebaut war:

den Koran, die Bibel, »Die Lehren der Wüstenväter«, zwei Arabisch-Wörterbücher, einige Klosterschriften, eine Sammlung der Zitate Jesu und eine Einführung in die arabische Sprache. Sie hatten nur mit Ach und Krach in meinen Koffer gepasst, und jetzt nahmen sie gerade mal ein kleines Regalbrett ein. Ich packte den zweiten Koffer aus: lange, weich fallende Hosen und hochgeschlossene Blusen, mein neuer Look für Syrien. Ich verstaute alles in dem goldverzierten Schrank und merkte, dass meine Habseligkeiten nur ein Eckchen ausfüllten. Der restliche Platz wie auch die meisten Schubladen blieben leer. Zum Schluss nahm ich das luftige Blumenkleid aus dem Koffer. Ich hatte es eingepackt, obwohl ich wusste, dass es viel zu kurz war, um es hier auf der Straße zu tragen. Ich hängte es ganz hinten in den Schrank, getrennt von meinen anderen Sachen. Es schwang hin und her, wie ein Talisman aus leichter Baumwolle und Pastellblumen, und erinnerte mich an den mutigen, zufriedenen Menschen, der ich einige Wochen zuvor noch gewesen war.

Ab und an klopfte der Zauberer ans Fenster und rief fröhlich: »Zeit für den Kaffee!« Artig unterbrach ich das Auspacken und gesellte mich zu ihm. In seinem winzigen Schlafzimmer setzten wir uns vor den Fernseher und ließen die flimmernenden Bilder an uns vorüberziehen: Aufnahmen vom Irakkrieg, Shampoowerbung und mexikanische Telenovelas auf Arabisch. Wenn wir Glück hatten, lief eine historische Serie, die in Damaskus spielte. Die Schauspieler hatten lange, arabische Gewänder an und trugen komplizierte Familienfehden aus, die manchmal in Schwertkämpfe mündeten. Der Zauberer konnte davon nicht genug bekommen.

»Soll ich Ihnen ein Fernsehgerät besorgen, Stefanito?«, fragte er mich kurz nach meinem Einzug.

»Nein danke, Juanez.«